

JEAN-CHRISTOPHE,
GRANGE



DAS
IMPERIUM
DER WÖLFE

BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

Eins

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Zwei

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Drei

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Vier

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Fünf

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Sechs

Kapitel 33

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

Kapitel 37

Sieben

Kapitel 38

Kapitel 39

Kapitel 40

Kapitel 41

Acht

Kapitel 42

Kapitel 43

Kapitel 44

Kapitel 45

Kapitel 46

Kapitel 47

Kapitel 48

Kapitel 49

Kapitel 50

Neun

Kapitel 51

Kapitel 52

Kapitel 53

Kapitel 54

Kapitel 55

Kapitel 56

Zehn

Kapitel 57

Kapitel 58

Kapitel 59

Kapitel 60

Kapitel 61

Kapitel 62

Kapitel 63

Kapitel 64

Kapitel 65

Kapitel 66

Elf

Kapitel 67

Kapitel 68

Kapitel 69

Kapitel 70

Kapitel 71

Kapitel 72

Zwölf

Kapitel 73

Kapitel 74

Kapitel 75

Epilog

Über dieses Buch

Als im Pariser Turkenviertel, wo billige, illegal eingeschmuggelte Arbeitskräfte unter unmenschlichen Bedingungen arbeiten, drei unglaublich grausame Morde an rothaarigen Frauen geschehen, tritt Inspektor Paul auf den Plan. Was zunächst wie die Tat eines wahnsinnigen Serienmörders wirkt, steht schon bald in Zusammenhang mit der türkischen Mafia. Bei den Opfern handelt es sich offenbar um »Fehlgriffe« – es ist eine ganz bestimmte Frau, auf die es der Mörder abgesehen hat.

Zur gleichen Zeit wird Anna Heymes, Gattin eines hoch stehenden Pariser Polizeibeamten, im Krankenhaus neurologisch behandelt, weil sie auf unerklärliche Weise ihr Gedächtnis verloren hat. Angeblich. Als Anna gegen den Willen von Arzt und Ehemann herauszufinden versucht, wer sie wirklich ist, gerät sie in Lebensgefahr und gelangt zu einer furchtbaren Erkenntnis ...

Mathieu Durey, Polizist bei der Kripo in Paris, ist einer ebenso erschreckenden wie mysteriösen Mordserie auf der Spur. Teuflische Symbole zieren die Schauplätze des Verbrechens, und die mutmaßlichen Mörder haben eines gemeinsam: Sie alle waren schon einmal tot, sind aus dem Koma ins Leben zurückgekehrt ...

Über den Autor

Jean-Christophe Grangé, 1961 in Paris geboren, war als freier Journalist für verschiedene internationale Zeitungen (Paris Match, Gala, Sunday Times, Observer, El Pais, Spiegel, Stern) tätig. Für seine Reportagen reiste er zu den Eskimos, den Pygmäen und begleitete wochenlang die Tuareg. »Der Flug der Störche« war sein erster Roman und zugleich sein Debüt als französischer Topautor im Genre des Thrillers. Jean-Christophe Grangés Markenzeichen ist Gänsehaut pur. Frankreichs Superstar ist inzwischen weltweit bekannt für unerträgliche Spannung, außergewöhnliche Stoffe und exotische Schauplätze. Viele seiner Thriller wurden verfilmt. In Deutschland bereits erschienen sind seine Romane »Der Flug der Störche«, »Die purpurnen Flüsse«, »Der steinerne Kreis«, »Das Imperium der Wölfe«, »Das schwarze Blut« und »Das Herz der Hölle.«

Jean-Christophe Grangé

Das Imperium der Wölfe

Roman

Aus dem Französischen von
Christiane Landgrebe

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Übersetzung aus dem Französischen von Christiane Landgrebe
Titel der französischen Originalausgabe: »L'Empire des Loups«
Für die Originalausgabe: Copyright © 2003 by Éditions Albin Michel S.A., Paris
Für die deutschsprachige Ausgabe: Copyright © 2004/2015 by Bastei Lübbe
AG, Köln

Titelillustration: © shutterstock.com / Sergey Korotkih
Umschlaggestaltung: Rolf Hörner
Textredaktion: Ulf Geyersbach
Lektorat: Daniela Bentele-Hendricks
E-Book-Produktion: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

ISBN 978-3-7325-0860-0

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Für Priscilla

Eins

Kapitel 1

»Rot.«

Anna Heymes fühlte sich zunehmend unwohl. Die Untersuchung galt als gänzlich ungefährlich, und dennoch beunruhigte sie die Vorstellung zutiefst, dass ein fremder Mensch in diesem Moment ihre Gedanken lesen konnte.

»Blau.«

Sie lag auf einem Untersuchungstisch aus Edelstahl, in der Mitte eines schwach ausgeleuchteten Raumes, und ihr Kopf steckte in der Öffnung eines weißen zylinderförmigen Geräts. In dessen Inneren, direkt über ihrem Gesicht, war ein Spiegel angebracht, auf dem winzige Quadrate aufleuchteten. Anna brauchte nur laut und deutlich die Farben zu nennen, die sie sah.

»Gelb.«

Eine Infusion tröpfelte in ihren linken Arm, ein Radionuklid, wie Dr. Ackermann kurz und bündig erläutert hatte, mit dem man feststellen könne, wie die verschiedenen Hirnzonen durchblutet werden.

Weitere Farben zogen vorbei – Grün, Orange, Rosa –, bis sich der Spiegel verdunkelte. Anna blieb reglos liegen, die Arme dicht an den Körper gepresst, als wäre sie in einen Sarg gezwängt. Auf der linken Seite, nur wenige Meter entfernt, sah sie das diffuse, verschwommene Licht des Glasverschlags, in dem sich Eric Ackermann und Laurent, ihr Mann, aufhielten. Sie stellte sich vor, wie die beiden Männer vor den Bildschirmen standen, um die Bewegung ihrer Neuronen zu verfolgen. Sie drangen in ihre Intimsphäre ein, Anna fühlte sich beobachtet, ausgebeutet, verletzt.

Ackermanns Stimme ertönte aus dem direkt an ihrer Ohrmuschel befestigten Kopfhörer: »Sehr schön, Anna.

Jetzt werden sich die Quadrate bewegen. Du musst nur ihre Bewegungsrichtung mit einem Wort beschreiben: rechts, links, oben, unten ...«

Sogleich begannen die geometrischen Figuren sich zu regen, sie bildeten ein buntes, fließendes, leicht schwebendes Mosaik, ein Schwarm winziger Fische.

»Rechts.«

Die Quadrate flatterten auf den oberen Rand des Bildes zu.

»Oben.«

Die Übung dauerte ein paar Minuten, und Anna sprach langsam, eintönig. Sie spürte, wie ihr Körper immer starrer wurde, fühlte sich wie betäubt von der Wärme, die der Spiegel abstrahlte. Bald würde sie in Schlaf fallen.

»Perfekt«, sagte Ackermann. »Ich spiele dir jetzt mehrmals hintereinander eine Geschichte vor, und du hörst dir alle Versionen aufmerksam an.«

»Und was soll ich sagen?«

»Kein Wort. Du brauchst nur zuzuhören.«

Nach ein paar Sekunden ertönte eine Frauenstimme, sie redete in einer fremden Sprache, asiatische, womöglich orientalische Klänge drangen an Annas Ohr. Nach kurzem Schweigen setzte die Geschichte erneut ein, diesmal auf Französisch, allerdings schien die Syntax fehlerhaft: falsche Artikel, Verben ertönten überraschenderweise im Infinitiv, und die Aussprache stimmte nicht immer ...

Während Anna versuchte, der seltsam verstümmelten Sprache zu folgen, begann eine weitere Version der Geschichte, in welcher sich absurde Worte in die Sätze einschlichen ... Was hatte das zu bedeuten? Dann drang ein Schweigen an ihr Trommelfell, und sie fühlte sich noch tiefer in die Dunkelheit des Zylinders hineingestoßen.

Nach einer Weile begann der Arzt erneut: »Nächster Test. Bei jedem Ländernamen nennst du die passende Hauptstadt.«

Noch bevor Anna ihr Einverständnis signalisieren konnte, vernahm sie den ersten Namen: »Schweden.«

Ohne nachzudenken, sagte sie: »Stockholm.«

»Venezuela.«

»Caracas.«

»Neuseeland.«

»Auckland, nein, Wellington.«

»Senegal.«

»Dakar.«

Die Hauptstädte kamen ihr spontan in den Sinn, und wenn es auch reflexartige Antworten waren, so bewiesen diese immerhin, dass sie ihr Gedächtnis nicht ganz verloren hatte. Was sahen Ackermann und Laurent jetzt auf den Bildschirmen? Welche Zonen ihres Gehirns waren gerade besonders aktiv?

»Jetzt kommt der letzte Test«, kündigte der Neurologe an. »Ich zeige dir verschiedene Gesichter, und du sagst so schnell wie möglich, wen du erkennst.«

Irgendwo hatte sie gelesen, dass ein einfaches Zeichen – ein Wort, eine Geste, ein optisches Detail – Angstzustände hervorrufen kann; Psychiater nennen dies den Auslöser. Auslöser: Das war genau der richtige Ausdruck, und in ihrem Fall genügte allein das Wort *Gesicht*, um diese Übelkeit auszulösen. Sie glaubte dann jedes Mal zu ersticken, hatte ein Druckgefühl im Bauch, ihre Glieder wurden steif – und dieser brennende Kloß im Hals ...

Das Bild einer Frau in Schwarz-Weiß tauchte auf dem Spiegel auf. Blonde Locken, Schmollmund, Schönheitsfleck über dem Mund, ganz einfach: »Marilyn Monroe.«

Auf das Foto folgte eine Radierung, düsterer Blick, kantiger Unterkiefer, krauses Haar: »Beethoven.«

Ein rundes Gesicht, glatt wie eine Melone, darin zwei Schlitzaugen. »Mao Tse-tung.«

Weitere folgten, und Anna war überrascht, dass sie die Figuren so schnell erkannte: Michael Jackson, Mona Lisa, Albert Einstein ... Wie leuchtende Bilder einer Laterna

magica zogen die Porträts vor ihren Augen vorüber. Sie antwortete, ohne zu zögern, und ihr Unwohlsein ließ nach, bis sie beim Porträt eines etwa vierzigjährigen, jung wirkenden Mannes mit leichten Glubschaugen stockte. Er hatte blondes Haar und blonde Augenbrauen, was sein jugendlich-unentschlossenes Aussehen unterstrich.

Die Angst durchflutete sie wie eine elektrische Welle, ein beißender Schmerz packte ihren Körper, denn diese Gesichtszüge weckten dunkle Erinnerungen. Dabei hätte sie weder einen Namen noch sonstige Anhaltspunkte seiner Identität nennen können. Ihr Gedächtnis glich einem dunklen Tunnel. Wo hatte sie dieses Gesicht bereits gesehen? Ein Schauspieler? Ein Sänger? Ein entfernter Bekannter?

Kurz darauf erschien ein längliches Gesicht mit runder Nickelbrille, und sie stieß mit trockenem Mund den Namen »John Lennon« hervor, worauf Che Guevara erschien, doch statt zu antworten, sagte Anna: »Eric, warte mal.«

Das Karussell drehte sich weiter, und während ein Selbstbildnis van Goghs in leuchtenden Farben vor ihren Augen erstrahlte, griff Anna nach dem Schaft des Mikrofons: »Eric, bitte, lass das.«

Das Bild blieb stehen, und Anna spürte, wie sich dessen warme Farben auf ihrer Haut spiegelten. Nach einer Pause fragte Ackermann: »Was?«

»Wer war der Mann, den ich nicht erkannt habe?«

Keine Antwort, stattdessen zitterten David Bowies verschiedenfarbige Augen über den Spiegel, während sie sich aufzurichten versuchte und gereizt nachfragte: »Eric, ich habe dich was gefragt: Wer war es?«

Keine Antwort.

Das Licht im Spiegel erlosch, blitzschnell gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit. Statt der Gesichter erahnte Anna auf dem schräg angebrachten Rechteck ihr eigenes blasses, knochiges Bild. Das Gesicht einer Toten.

Schließlich antwortete der Arzt: »Es war Laurent, Anna. Laurent Heymes, dein Ehemann.«

Kapitel 2

»Seit wann leidest du unter diesen Gedächtnisstörungen?«

Anna antwortete nicht. Es war beinahe zwölf Uhr mittags, und den ganzen Vormittag hatte sie Untersuchungen über sich ergehen lassen müssen – eine Computer-Tomografie, Röntgenbilder, eine Magnetresonanz-Tomografie und schließlich die Tests in dieser zylinderförmigen Maschine ... Sie fühlte sich ausgelaugt, erschöpft, verloren, und in diesem engen, fensterlosen, grell ausgeleuchteten Büroraum mit stapelweise in Stahlblechschränken oder auf dem Boden verteilten Ordnern wurde es auch nicht besser. An den Wänden hingen Grafiken mit freigelegten Gehirnen, man blickte auf rasierte Schädel mit punktierten Linien, wie angesägt. Das hatte ihr gerade noch gefehlt ...

Eric Ackermann fragte erneut: »Seit wann, Anna?«

»Seit über einem Monat.«

»Ich will es genau wissen. Du kannst dich doch sicher an das erste Mal erinnern.«

Natürlich erinnerte sie sich, wie hätte sie es vergessen können?

»Es war am vierten Februar. Morgens. Ich kam gerade aus dem Badezimmer. Auf dem Flur begegnete ich Laurent, der gerade zur Arbeit gehen wollte. Er lächelte mich an, und ich erschrak furchtbar, denn ich erkannte ihn nicht.«

»Überhaupt nicht?«

»Im ersten Augenblick nicht. Dann aber ordnete sich alles wieder in meinem Kopf.«

»Beschreib mir genau, was du in diesem Moment empfunden hast.«

Sie zuckte mit den Schultern, eine Geste der Unentschlossenheit unter ihrem schwarz-braunroten Schal. »Es war eine seltsame, flüchtige Empfindung, eine Art Déjà-vu. Dieses Unwohlsein dauerte nur eine Sekunde«, sie schnippte mit den Fingern, »dann fühlte sich alles wieder normal an.«

»Was hast du in diesem Augenblick gedacht?«

»Ich habe gedacht, es kommt von der Müdigkeit.«

Ackermann schrieb etwas auf einen Block, der vor ihm lag, und fuhr fort: »Hast du an diesem Morgen mit Laurent darüber gesprochen?«

»Nein, ich fand es nicht weiter schlimm.«

»Und wann hattest du die zweite Krise dieser Art?«

»In der Woche danach. Da passierte es mehrmals, Schlag auf Schlag.«

»Und es hatte immer mit Laurent zu tun?«

»Ja, immer.«

»Und jedes Mal hast du ihn am Ende wieder erkannt?«

»Ja, aber je mehr Tage vergingen, desto später ... ich weiß nicht ... desto länger dauerte es, bis ich ihn erkannte.«

»Und dann hast du mit ihm darüber gesprochen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Sie schlug die Beine übereinander und bettete ihre zarten Hände – zwei Vögel mit blassem Gefieder – auf ihren Rock aus dunkler Seide: »Ich hatte den Eindruck, darüber zu reden würde alles nur schlimmer machen. Und außerdem ...«

Der Neurologe sah sie an, seine feuerroten Haare spiegelten sich auf der Wölbung seiner Brillengläser. »Und dann?«

»Es ist nicht leicht, seinem Mann so etwas zu sagen. Er ...«

Sie spürte Laurents Gegenwart, er stand hinter ihr, an einen Stahlblechschrank gelehnt. »Laurent wurde für mich

ein Fremder.«

Der Arzt schien ihre Verwirrung zu bemerken und wechselte das Thema: »Hast du auch bei anderen Gesichtern Schwierigkeiten, sie wieder zu erkennen?«

»Manchmal«, sagte sie zögernd. »Aber nur sehr selten.«

»Bei wem zum Beispiel?«

»Bei den Händlern in unserem Viertel. Auch bei der Arbeit, ich erkenne manche Kunden nicht, obwohl sie regelmäßig kommen.«

»Und deine Freunde?«

Anna machte eine vage Handbewegung: »Ich habe keine Freunde.«

»Deine Familie?«

»Meine Eltern sind tot. Ich habe nur ein paar Onkel und Vettern im Südwesten. Ich besuche sie nie.«

Ackermann machte weitere Notizen, seine Gesichtszüge zeigten nicht den Hauch einer Regung, sie wirkten wie erstarrt.

Anna hasste diesen Mann, ein Freund von Laurents Familie, der gelegentlich abends zum Essen vorbeikam. Von ihm ging eine gleich bleibende eisige Kälte aus, was auch immer geschah, es sei denn, man kam auf seine Forschung zu sprechen – das Gehirn, die Hirngeografie, das kognitive System des Menschen. Dann ergriff ihn eine seltsame Begeisterung, er kam ins Schwärmen, und seine länglichen, rot behaarten Hände gestikulierten wild in der Luft umher.

»Laurents Gesicht stellt also das größte Problem für dich dar?«, fragte der Arzt.

»Ja, aber es steht mir ja auch am nächsten. Ich sehe es nun einmal am häufigsten.«

»Hast du noch andere Erinnerungslücken?«

Anna biss sich auf die Unterlippe, sie zögerte erneut. »Nein.«

»Schwierigkeiten, dich zu orientieren?«

»Nein.«

»Mühe bei der Aussprache?«

»Nein.«

»Fallen dir manche Bewegungen schwer?«

Statt zu antworten, huschte ein feines Lächeln über ihren Mund: »Du denkst, ich hätte Alzheimer, stimmt 's?«

»Ich will nur sichergehen, das ist alles.«

Es war die erste Krankheit, an die Anna gedacht hatte. Sie hatte sich erkundigt und in medizinischen Lexika nachgelesen: Gesichter nicht wieder zu erkennen war eines der Symptome von Alzheimer.

Ackermann sagte in einem Ton, als wolle er ein Kind zur Vernunft bringen: »Du bist erstens nicht im richtigen Alter, und zweitens hätte ich diese Erkrankung bereits nach der ersten Untersuchung festgestellt. Ein Gehirn, das von einer neurodegenerativen Krankheit befallen ist, weist ganz bestimmte Merkmale auf. Trotzdem muss ich dir all diese Fragen stellen, um eine vollständige Diagnose abzugeben. Verstehst du?«

Er wartete nicht auf ihre Antwort, sondern fuhr fort: »Hast du Mühe, bestimmte Bewegungen auszuführen?«

»Nein.«

»Schlafstörungen?«

»Nein.«

»Plötzliche Abwesenheiten?«

»Nein.«

»Migräneanfälle?«

»Überhaupt nicht.«

Der Arzt legte den Notizblock beiseite. Wenn Dr. Ackermann aufstand, rief er jedes Mal dieselbe Überraschung hervor, schließlich maß er, mit seinen circa sechzig Kilo, einen Meter neunzig; er wirkte wie eine Bohnenstange in einem zum Trocknen aufgehängten Kittel. Er war ein feuriger Rothaariger, sein schlecht geschnittenes krauses Haar flammte lichterloh, und unzählige Sommersprossen übersäten – einschließlich der Augenlider – sein Gesicht, das nicht zuletzt wegen dem

Gestell seiner eckigen Metallbrille äußerst kantig wirkte. Obwohl er älter war als Laurent und wie ein junger Mann aussah, hatte er einen merkwürdig alterslosen Ausdruck. Auf seinem Gesicht zeigten sich erste Falten, die seine adlerhaften, scharfen, undurchdringlichen Züge kaum milderten. Aknenarben auf beiden Wangen verliehen ihm etwas Lebendiges, eine Vergangenheit.

Schweigend machte er ein paar Schritte in dem Büroschlauch, die Sekunden zogen sich unerträglich in die Länge, bis Anna es nicht mehr aushielt und fragte: »Was zum Teufel habe ich denn nun?«

Der Neurologe spielte mit einem Metallgegenstand in seiner Tasche, zweifelsohne ein Schlüssel, der mit kurzem Geklimper den folgenden Vortrag einläutete: »Lass mich dir zunächst erklären, was für Experimente wir mit dir gemacht haben.«

»Höchste Zeit.«

»Die Maschine, die wir benutzen, Spezialisten nennen sie auch PET, misst Positronen, und sie basiert auf der Positronenemissions-Tomografie. Indem man die Blutkonzentration untersucht, kann man die Tätigkeit bestimmter aktivierter Hirnzonen in Echtzeit messen. Ich wollte dich gründlich durchchecken und einige Abschnitte der Großhirnrinde auf Funktion überprüfen wie Sehvermögen, Sprache, Gedächtnis, die man allesamt sehr genau lokalisieren kann.«

Anna dachte an die unterschiedlichen Tests, an die farbigen Quadrate, an die in unterschiedlichen Versionen erzählte Geschichte und an die Namen der Hauptstädte. Welche Bedeutung die Übungen gehabt hatten, leuchtete ihr inzwischen ein, doch Ackermann war in Fahrt gekommen.

»Die Sprache zum Beispiel. All das spielt sich im vorderen Hirnlappen ab, einer Gegend, die in verschiedene Zonen unterteilt ist. Sie gelten dem Hören, dem Merken von Wörtern, der Syntax, der Bedeutung, der Metrik.« Er

wies mit dem Finger auf seinen Schädel. »Das Zusammenspiel dieser Bereiche ermöglicht es uns, Sprache zu verstehen und zu gebrauchen. Durch die verschiedenen Versionen meiner Geschichte habe ich in deinem Kopf jedes einzelne dieser Systeme gereizt.«

Er ging unaufhörlich in dem engen Zimmer auf und ab. Die Grafiken an der Wand verschwanden und tauchten wieder auf, je nachdem wohin er gerade seine Schritte setzte. Anna sah eine seltsame Zeichnung, die einen farbigen Affen mit einer großen Schnauze und riesigen Händen darstellte. Trotz der Hitze des Lichts durchfuhr eine eisige Kälte ihren Rücken.

»Und?«, flüsterte sie.

Er breitete die Arme zu einer beruhigenden Geste aus: »Alles in Ordnung. Die Sprache, das Sehen, die Erinnerung, jede Region im Gehirn wird normal aktiviert.«

»Nur dann nicht, wenn man mir das Bild von Laurent vorlegt.«

Ackermann beugte sich über den Schreibtisch und drehte den Bildschirm seines Computers zu Anna, damit sie das digitalisierte Bild eines Gehirns sehen konnte, eine Profilansicht in leuchtendem Grün; im Innern war es tiefschwarz.

»Dein Gehirn im Moment, als du das Foto von Laurent betrachtet hast. Keine Reaktion. Keine Verbindung. Ein leeres Bild.«

»Und was bedeutet das?«

Der Neurologe richtete sich auf, steckte beide Hände in die Taschen und wölbte theatralisch die Brust. Der Augenblick des Urteilspruchs war gekommen. »Ich glaube, du hast eine Schädigung.«

»Eine Schädigung?«

»Eine Schädigung in dem Bereich des Gehirns, mit dessen Hilfe Gesichter erkannt werden.«

Anna fragte erstaunt: »Gibt es eine Gesichterzone?«

»Ja, es gibt in der rechten Hirnhälfte Neuronenverbände, die speziell für diese Aufgabe bestimmt sind. Sie befinden sich an der unteren Seite des Temporallappens im hinteren Teil des Gehirns und wurden in den fünfziger Jahren entdeckt. Patienten, die in dieser Hirnregion Durchblutungsstörungen erlitten hatten, konnten keine Gesichter mehr erkennen. Seitdem kann diese Region mithilfe des PET viel besser lokalisiert werden. Man weiß zum Beispiel, dass dieser Bereich bei Menschen, die einen Blick für Gesichter entwickeln – etwa bei Türstehern und Kellnern –, besonders ausgebildet ist.«

»Aber ich erkenne doch die meisten Gesichter, bei dem Test habe ich alle erkannt«, versuchte Anna zu beschönigen.

»Alle Fotos – bis auf das Foto deines Mannes. Und das ist ein ernst zu nehmendes Zeichen.«

Ackermanns Zeigefinger umspielten seine Lippen, er dachte nach, und seine Eiseskälte wich heller Begeisterung: »Wir haben zwei Arten von Gedächtnis. Es gibt die Dinge, die man uns in der Schule beibringt, und das, was wir im Privatleben lernen. Im Gehirn lassen sich diese Gedächtnisformen voneinander abgrenzen. Ich nehme an, bei dir ist die Verbindung zwischen der spontanen Analyse von Gesichtern und ihrer Einordnung in deine persönlichen Erinnerungen gestört. Irgendeine Schädigung setzt diesen Mechanismus außer Kraft. Du erkennst Einstein, Laurent aber nicht, denn er gehört in dein Privatarchiv.«

»Kann man das behandeln?«

»Absolut. Wir werden diese Funktion in einen gesunden Bereich deines Kopfes verlegen, immerhin ist die Verformbarkeit einer der großen Vorteile des menschlichen Gehirns. Zu diesem Zweck musst du dich einer Rehabilitation unterziehen, einer Art Geistestraining, regelmäßigen Übungen, die von geeigneten Medikamenten unterstützt werden.«

Keine besonders gute Nachricht, wie dem ernsten Tonfall des Neurologen zu entnehmen war.

»Und wo liegt das Problem?«, fragte Anna.

»In der Ursache der Verletzung. Da trete ich, wie ich zugeben muss, auf der Stelle. Wir haben keinerlei Hinweise auf einen Tumor gefunden, keine neurologische Auffälligkeit. Du hast keine Schädelverletzung erlitten und auch keine geplatzte Ader, wegen der dieser Teil des Gehirns nicht mehr durchblutet würde.« Er schnalzte mit der Zunge. »Wir müssen neue, tiefer gehende Untersuchungen durchführen, um die Diagnose zu vervollständigen.«

»Was für Untersuchungen?«

Der Arzt setzte sich hinter seinen Schreibtisch, dann sah er sie an, seine Augen überzog ein seltsamer Glanz: »Eine Biopsie, bei der eine winzige Menge Hirngewebe entnommen wird.«

Es dauerte ein paar Sekunden, bis Anna begriffen hatte. Der Schreck fuhr ihr in die Glieder. Sie wandte sich Laurent zu und bemerkte, dass er mit Ackermann einvernehmliche Blicke austauschte. Wut trat an die Stelle ihrer Angst: Die beiden waren Komplizen, und das vermutlich seit heute Morgen.

Ihre Lippen zitterten, als sie anhub: »Das kommt gar nicht in Frage.«

Der Neurologe lächelte zum ersten Mal. Sein kaltes, künstliches Lächeln sollte Anna besänftigen, doch sie spürte, wie ihre Unruhe zunahm.

»Du hast nichts zu befürchten. Wir werden eine stereotaktische Biopsie vornehmen. Dabei verwendet man eine Sonde, die ...«

»Ich lasse keinen an mein Gehirn ran.«

Anna stand auf und rückte ihren Schal zurecht, der sich zu beiden Seiten des Halses wie ein goldener Rabenflügel über ihre Schultern spannte. Laurent ergriff das Wort:

»Das darfst du so nicht sehen, Eric hat mir versichert, dass ...«

»Du bist wohl auf seiner Seite?«

»Wir sind alle auf deiner Seite«, betonte Ackermann.

Sie trat ein paar Schritte zurück, um die beiden nebeneinander stehenden Heuchler besser betrachten zu können. »Ich lasse niemanden an mein Gehirn ran«, wiederholte sie. Ihre Stimme klang kräftiger, selbstsicherer. »Lieber verliere ich mein Gedächtnis ganz oder sterbe an der Krankheit. Hierher komme ich jedenfalls nie wieder.«

Und dann schrie sie laut, von Panik ergriffen: »Niemals, habt ihr mich verstanden?«

Kapitel 3

Sie lief den menschenleeren Flur entlang, rannte die Treppe hinunter und blieb auf der Schwelle des Eingangsportals stehen. Sie spürte, wie der kalte Wind ihre blasse Haut belebte. Die Sonne beschien den Innenhof, und Anna träumte von der Helligkeit des Sommers, träumte von einem Sommer ohne Hitze und ohne Laub im Geäst der Bäume, die eine unsichtbare Hand mit einer Eisschicht überzogen hatte, um die Stimmung des Augenblicks festzuhalten.

Vom anderen Ende des Innenhofs wurde sie von Nicolas, dem Chauffeur, erkannt. Er sprang aus dem Wagen, um ihr die Tür zu öffnen. Anna schüttelte den Kopf, sie würde zu Fuß gehen, zog mit zitternder Hand eine Zigarette aus ihrer Handtasche, zündete sie an und genoss den herben Geschmack, der ihr in die Kehle drang.

Zum Becquerel-Institut gehörten mehrere vierstöckige Gebäude, die einen Innenhof umschlossen, der dicht mit Bäumen und Sträuchern bepflanzt war. An den farblosen,

grauen oder rosafarbenen Fassaden waren Warnschilder angebracht: *Unbefugten Eintritt verboten – Zugang nur für medizinisches Personal – Achtung Gefahr!* Jedes Detail in diesem verdamnten Krankenhaus wirkte feindselig.

Sie nahm erneut einen tiefen Zug, der Geschmack des verbrennenden Tabaks beruhigte sie, als wäre ihr ganzer Zorn in diesem winzigen Feuer in Rauch aufgegangen. Sie schloss die Augen und genoss den betäubenden Duft.

Schritte in ihrem Rücken. Laurent überquerte den Hof und ging an ihr vorbei, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Dann öffnete er den hinteren Wagenschlag, sein Gesicht war verkniffen, die Sohlen seiner polierten Mokassins pochten ungeduldig auf den Asphalt. Anna warf ihre Marlboro zu Boden, kam auf ihn zu und sank auf den Ledersitz. Laurent schloss die Tür, er ging um den Wagen herum und setzte sich neben seine Gattin. Nach dieser schweigsamen Zeremonie startete der Chauffeur den Wagen und glitt mit der Langsamkeit eines Raumschiffs über den abschüssigen Parkplatz.

Vor der weißroten Schranke des Tors hielten mehrere Soldaten Wache.

»Ich hole eben meinen Pass«, sagte Laurent.

Anna sah auf ihre Hände, die noch immer zitterten, nahm eine Puderdose aus ihrer Handtasche und betrachtete ihr Gesicht in dem ovalen Schminkspiegel. Sie hatte befürchtet, Spuren ihrer inneren Erregung zu entdecken, doch sie blickte in dasselbe glatte Gesicht mit den selben regelmäßigen, schneefahlen Zügen, die eingefasst wurden von den rabenschwarzen Strähnen ihrer Kleopatrafrisur. Sie erblickte dieselben mandelförmigen dunkelblauen Augen – und dieselben Lider, die sich mit der Trägheit einer Katze langsam schlossen.

Sie sah, wie Laurent zurückkam. Er beugte sich im Wind nach vorn und schlug den Kragen seines schwarzen Mantels hoch. Plötzlich durchfuhr ihren Körper eine Welle der Wärme und Lust, und sie musterte ihn eingehender:

seine blonden Locken, seine leichten Glubschaugen, die Qual, die auf seiner Stirn abzulesen war ... Mit unsicherer Hand umklammerte er den Saum seines Mantels, dabei wollte die Bewegung des schüchternen, vorsichtigen Jungen nicht zu dem hochrangigen Beamten passen, der über beachtliche Einflussmöglichkeiten verfügte. Wenn er einen Cocktail bestellte und in kleinsten Mengenangaben die gewünschte Mischung beschrieb, machte er dieselbe linkische Bewegung; oder wenn er seine beiden Hände zwischen ihre Schenkel legte und die Schultern hob, als sei ihm kalt oder als schäme er sich. Diese ungelenke Zartheit hatte sie seinerzeit verführt, seine Fehler und Schwächen, die so wenig zu der Macht passten, die er in Wirklichkeit besaß. Was war davon geblieben? Was liebte sie noch an ihm? Woran konnte sie sich erinnern?

Laurent sank auf die Sitzbank, während die Schranke sich öffnete, und grüßte die bewaffneten Soldaten, als der Wagen den Schlagbaum passierte. Die respektvolle Geste ließ Annas Wut erneut aufschäumen, ihre Erregung schwand, und sie fragte mit allem Nachdruck: »Was sollen all diese Bullen hier?«

»Es sind Militärs«, korrigierte Laurent. »Soldaten.«

Das Auto trieb im Verkehrsstrom davon. Die Place du Général-Leclerc in Orsay schien winzig und war doch gewissenhaft angelegt: eine Kirche, ein Rathaus, ein Blumenhändler, jede Einzelheit überdeutlich zu erkennen.

»Was sollen diese Soldaten?«, fragte sie hartnäckig.

Laurent antwortete unkonzentriert, zerstreut: »Wegen des ¹⁵O.«

»Wegen was?«

Er sah sie nicht an, seine Finger klopfen gegen die Fensterscheibe. »¹⁵O, das Radionuklid, das man dir für die Untersuchung ins Blut gespritzt hat. Es ist eine radioaktive Substanz.«

»Ist ja zauberhaft.«

Laurent wandte sich ihr zu, er wollte Anna besänftigen, doch seine Pupillen konnten seine Beunruhigung kaum verbergen. »Es ist vollkommen ungefährlich.«

»Und diese Wächter sind alle da, weil es vollkommen ungefährlich ist?«

»Stell dich nicht so dumm an. In Frankreich werden alle Vorgänge, bei denen nukleares Material verwendet wird, von der CEA, der Kommission für Atomenergie, überwacht. Und bei der CEA sind nun mal Militärs, das ist alles. Eric ist verpflichtet, mit der Armee zusammenzuarbeiten.«

Anna lachte ironisch.

»Was ist los?«

»Nichts. Aber musstest du unbedingt das Krankenhaus in der Umgebung von Paris aussuchen, in dem es mehr Uniformen als weiße Kittel gibt?«

Er zuckte mit den Schultern und betrachtete die Landschaft. Der Wagen passierte längst das Bièvre-Tal, dunkle braunrote Wälder zogen zu beiden Seiten der Autobahn vorüber, und über weite Strecken stieg der Asphalt an, um kurz darauf ebenso weit abzufallen. In der Ferne versuchte ein grelles weißes Licht, sich einen Weg durch die tief hängenden Wolkenschwaden zu bahnen, der strahlende Glanz der Sonne schien in jedem Augenblick die Wolken durchbrechen und die Landschaft in helles Licht tauchen zu können.

Eine Viertelstunde fuhren sie schweigend dahin, dann begann Laurent erneut: »Du musst Vertrauen zu Eric haben.«

»Ich lasse niemanden an mein Gehirn.«

»Eric weiß, was er tut. Er gehört zu den führenden Neurologen Europas ...«

»Und er ist dein Jugendfreund, das hast du mir schon hundert Mal erzählt.«

»Es ist eine große Chance, von ihm behandelt zu werden. Du ...«

»Ich bin nicht sein Versuchskaninchen.«

»Sein Ver-suchs-ka-nin-chen?« Er betonte jede einzelne Silbe. »Wovon redest du bloß?«

»Ackermann beobachtet mich. Er interessiert sich für meine Krankheit. Sonst nichts. Dieser Kerl ist Forscher, aber kein Arzt.«

Laurent seufzte: »Du bist ja nicht bei Trost. Du bist wirklich ...«

»Verrückt?« Annas aufgesetztes Lachen sackte in der Mitte der Sitzbank wie ein eiserner Vorhang nieder. »Das ist keine Neuigkeit.«

»Und was hast du vor? Ruhig abwarten, bis die Krankheit sich weiter ausbreitet?«

»Niemand sagt, dass meine Krankheit schlimmer wird.«

Unruhig rückte er auf seinem Platz hin und her. »Das stimmt. Entschuldige, ich rede dummes Zeug.«

Wieder herrschte Schweigen im Wageninnern.

Die Landschaft glich mehr und mehr einem Feuer aus feuchtem Gras, unwirsch, von zartem Rot umflammt, von grauen Nebelschwaden durchzogen. Einförmig erstreckten sich Wälder über den Horizont, die, je näher der Wagen kam, die Form blutiger Krallen, fein ziselierte Figuren, tiefschwarzer Arabesken annahmen ... Von Zeit zu Zeit tauchte ein Dorf auf, einen Kirchturm umrahmend, oder ein Wasserschloss, dessen makellostes Weiß im flirrenden Licht verschwamm. Kaum zu glauben, dass Paris so nah war.

Laurent unternahm einen letzten Versuch, die Situation zu entspannen: »Versprich mir wenigstens, dass du noch weitere Untersuchungen machen lässt. Ohne Biopsie. Es dauert ja nur wenige Tage.«

»Wir werden sehen.«

»Ich begleite dich auch. Ich nehme mir so viel Zeit wie nötig. Wir sind auf deiner Seite, verstehst du?«

Dieses »Wir« missfiel Anna, es zeigte, wie sehr Laurent sein Wohlwollen ihr gegenüber mit Ackermann teilte. Sie war schon mehr Patientin als Ehefrau.

Als sie die Hügelkuppe oberhalb von Meudon überquerten, weitete sich der Ausblick über dem strahlenden Weiß endlos dahinfließender Dächer. Paris leuchtete in der funkelnden Klarheit des Sonnenlichts, die Stadt ähnelte einem zugefrorenen See voller Kristalle, voller Eisnadeln und Schneeschollen, und die Gebäude von La Défense glichen hohen Eisbergen.

Die blendende Pracht versetzte Anna und Laurent in stummes Staunen. Ohne ein einziges Wort zu wechseln, überquerten sie den Pont de Sèvres und passierten Boulogne-Billancourt, bis schließlich Laurent kurz vor der Porte de Saint-Cloud fragte:

»Soll ich dich zu Hause absetzen?«

»Nein, bei der Arbeit.«

»Hattest du nicht gesagt, du wolltest dir heute frei nehmen?«

Ein Vorwurf lag in seiner Stimme.

»Ich dachte, ich würde zu müde sein«, log Anna. »Und ich will Clothilde nicht allein lassen. Samstags herrscht im Laden immer sehr großer Andrang.«

»Clothilde, der Laden ...«, wiederholte er in sarkastischem Ton.

»Na und?«

»Diese Arbeit ist wirklich unter deinem Niveau.«

»Du meinst unter deinem.«

Laurent schwieg, womöglich hatte er den letzten Satz überhört, und reckte den Hals: Der Verkehr auf der Ringautobahn war zum Erliegen gekommen. In ungeduldigem Ton forderte er den Chauffeur auf, er solle sie »da rausholen«. Nicolas hatte sogleich verstanden. Er zog ein Magnet-Blaulicht aus dem Handschuhfach und heftete es auf das Dach des Peugeot 607. Unter Sirenengeheul bahnte sich die Limousine ihren Weg durch den Verkehr, sie legte an Tempo zu. Nicolas nahm den Fuß nicht mehr vom Gas, während sich Laurent an die Rückenlehne des Vordersitzes klammerte und jede

Bewegung des Fahrers aufmerksam verfolgte, gebannt wie ein vor einem Videospiel sitzendes Kind. Trotz aller Diplomatie, trotz seines leitenden Postens im Innenministerium konnte Laurent die Spannung am Ort des Geschehens, die Faszination der Straße nicht vergessen. Armer Bulle, dachte Anna.

An der Porte Maillot verließen sie den Boulevard Périphérique, und als sie in die Avenue des Ternes einbogen, stellte der Chauffeur die Sirene wieder ab. Anna war zurück in ihrer Alltagswelt, die die prachtvollen Schaufenster der Rue du Faubourg-Saint-Honoré und die weiten Fensterfluchten in der ersten Etage der Salle Pleyel mit ihren Tänzerinnen-Motiven ebenso umspannte wie die Mahagoniarkaden von Mariage Frères, wo sie erlesene Teesorten zu kaufen pflegte.

Bevor Anna die Tür des Peugeot öffnete, nahm sie das von der Sirene unterbrochene Gespräch wieder auf: »Es ist nicht nur ein Job, weißt du. Es ist meine einzige Chance, mit der Außenwelt in Verbindung zu bleiben. Sonst würde ich in unserer Wohnung ja völlig durchdrehen.«

Sie stieg aus dem Wagen und beugte sich noch einmal zu ihm herunter: »Entweder ich mache das, oder ich komme ins Irrenhaus, verstehst du?«

Sie tauschten einen letzten Blick und waren für einen Augenblick wieder Verbündete. Es wäre ihr nicht in den Sinn gekommen, ihre Verbindung als »Liebe« zu bezeichnen, doch waren sie Komplizen, denn da war etwas Gemeinsames auch jenseits von Lust und Leidenschaft, jenseits der durch Tage und Launen bestimmten Schwankungen. Sie waren wie ruhige, unterirdische Wasser, die sich in der Tiefe mischten, sie verstanden sich auch ohne Worte, ohne das Spiel der Lippen ...

Plötzlich fasste sie wieder Mut, Laurent würde ihr helfen, würde sie lieben und stützen. Sie malte sich aus, wie die Dunkelheit umschlagen würde in ein warmes

weiches Licht, als Laurent fragte: »Soll ich dich heute Abend abholen?«

Sie nickte zustimmend, hauchte ihm einen Kuss zu und trat vor die Maison du Chocolat.

Kapitel 4

Die Türglocke des Geschäfts läutete, als betrete eine gewöhnliche Kundin den Laden, und das vertraute Geräusch besänftigte Annas Gemüt. Sie hatte sich vor wenigen Monaten auf einen Aushang im Schaufenster für diese Stelle beworben. Zunächst wollte sie sich mit der Arbeit von ihren Wahnvorstellungen ablenken, doch schnell hatte sie einen Zufluchtsort gefunden, einen Bannkreis, der sämtliche Ängste fern hielt. Der Klang der Türglocke erfüllte sie mit Zuversicht.

Vierzehn Uhr, der Laden war leer, und vermutlich hatte Clothilde die Ruhe genutzt, um im Vorratsraum oder im Lager nach dem Rechten zu sehen.

Anna durchschritt das Geschäft, das selbst einer Schokoladenschachtel glich. Überall schimmerte es in Braun und Gold, und in der Mitte des Raumes stand die Theke mit den klassisch schwarzen und cremefarbenen Waren, aufgebaut wie ein Orchester: Da waren viereckige und runde Schokoladen, Schokoladen in allen Formen und Größen ... Links ruhte die Kasse auf einem Marmorblock, dort, wo die Blickfänger standen, kleine ausgefallene Naschereien, die der Kunde im letzten Moment, wenn er bereits zahlte, noch hinzukaufte. Rechts lagerten allerlei Süßigkeiten wie kandierte Früchte, Bonbons, Honig- und Mandelstücke, allesamt Variationen eines einzigen Themas. Darüber, in den Regalen, leuchteten weitere Leckereien in Tüten aus Zellophanpapier, deren gebrochene Lichtreflexe die Lust nach dem Genuss der Köstlichkeiten weckten.